

Der Wikipedia-Artikel über Silvio Berlusconi umfasst, inklusive Weblinks und Einzelnachweisen, zehn Hauptpunkte. Punkt 3: „Kontroversen“. Von Punkt 3.1: „Ungeklärte Finanzierung/Beziehungen zur Mafia“ ist es ein sehr langer Weg bis Punkt 3.5: „Gerichtsverfahren“. Darin dann – die Unterpunkte reichen von 1 bis 8 – ein Wechsel aus Verurteilungen und Freisprüchen, Anklagen, eingestellten Untersuchungen bis hin zu „Zuletzt laufende Verfahren vor dem Tod 2023“. Seit dem 11. Juli nun trägt der Mailänder Flughafen Malpensa stolz den Namen des italienischen Staatsmanns.

Der ehemalige Ministerpräsident Berlusconi ist ein Sohn der Stadt, und schließlich sind auch andere Flughäfen nach Ehrenleuten ihrer Nation benannt: Die Franzosen gedenken unter der anmutigen Dachskulptur ihres Luftfahrtkreuzes des Général Charles de Gaulle, in der Hauptstadt des Kosovo steht der Name des albanischen Widerstandskämpfers Adem Jashari am Terminal angeschlagen. In Berlin fliegen wir mit Gruß der SPD: Willy Brandt; die Münchner winken aus dem ovalen Flugzeugfenster dem CSU-Heroen Franz-Josef Strauß.

Was also bitte ist einzuwenden gegen die willfährige Genehmigung der von Lega-Mitgliedern beantragten Taufe durch den Lega-Verkehrsminister Matteo Salvini? Flughäfen und Politiker schließen sich überhaupt nicht aus, offensichtlich verlangt es sie sogar nacheinander. In Mailand offenbart sich schlicht glasklar, welchen Blickpunkt auf Politik die aktuelle, im europäischen Wohnzimmer immer salonfähiger lächelnde Regierung unter Giorgia Meloni pflegt. Zuletzt kamen da sogar bei ernstzunehmenden Medien Zweifel auf: Wenn doch Frau Weidel denen zu krass ist! Wenn doch Olaf Scholz sogar mit der Dame aus dem Palazzo Chigi lacht!

Am Ende irritiert definitiv nicht, dass 100.000 Stimmen eines linken Gegenantrags die Umbenennung nicht stoppen konnten – so viel Bottom-Up erwartet gewiss keiner von Rom. Was allerdings den konstruktiven Kompromissvorschlag „Milano Bunga Bunga“ verhinderte – è scritto nelle 5 Stelle.

Azzurro für Malpensa!

Josepha Landes

findet Trost in den Worten eines anderen Mailänders, Adriano Celentano: „Il tempo se ne va.“



Geballte Stadtkritik

Text **Wolfgang Kil**

Das Berliner Werkbundarchiv – Museum der Dinge feiert Ortswechsel und Jubiläum

Bei nicht wenigen Architekten und Planerinnen der älteren Generation dürfte er noch knallig gelb-schwarz aus den Bücherregalen leuchten: PROFITOPOLIS, der Katalog zur legendären Ausstellung, die im Winter 1971/72 im Münchner Museum für angewandte Kunst „den miserablen Zustand unserer Städte“ anprangerte und forderte, „diesen Zustand zu ändern, damit der Mensch wieder menschenwürdig in seiner Stadt leben kann“. Mit vollen Breitseiten ging es gegen Bodenspekulation, soziale Segregation, monotonen Großsiedlungsbau und autofixierte Verkehrsplanung. Die große Collage aus Texten und Fotos wanderte anschließend durch 140 Städte des In- und Auslandes, die Bauwelt rühmte sie als die „erfolgreichste Ausstellung zum Bau, die es je in der BRD gegeben hat“ – was Wunder, gehörte doch Chefredakteur Ulrich Conrads zu den am ausgiebigsten zitierten Experten auf den 63 Ausstellungstafeln.

Josef Lehmbruck und Wend Fischer, die beiden Autoren der polemischen Schau, waren Mitglieder des Werkbunds und befeuerten mit ihrer Initiative jene Debatte, in deren Verlauf Julius Posener als amtierender Vorsitzender die einflussreiche Kulturvereinigung auch zu Agitation und Opposition ermunterte, sollte eine Gesellschaft anders nicht zu vernünftiger Lebensweise zu bewegen sein. In dieser aufmüpfigen Tradition will sich das 1973 in Berlin-Kreuzberg gegründete „Werkbundarchiv – Museum der Dinge“ ausdrücklich verorten, weshalb es sein fünfzigjähriges Jubiläum, vor allem aber seinen Umzug nach Berlin-Mitte mit einer Rückschau auf jenes frühe Fanal geballter Stadtkritik feiert. Schließlich war

ja auch der Ortswechsel des Archivs keineswegs freiwillig, sondern von der knallharten Gentrifizierung in Kreuzbergs Hinterhöfen erzwungen. Genau ein Jahr blieb den Museumsleuten vom Rausschmiss aus ihrer Fabriketage, um eine neue Adresse zu finden, diese herzurichten und mit Sack und Pack buchstäblich die Seiten zu wechseln: Vom wuseligen alten Westen in den smarten neuen Osten. Aus der proletarischen Gründerzeit in die auftrumpfende DDR-Moderne. Vom Randle-trächtigen Kottbusser Tor an den Business-Hotspot Spittelmarkt, wo ein ehemaliges Kinderkaufhaus unter kommunaler Obhut glücklicherweise leer stand.

Aus diesem Umzugsweg von nur zwei Kilometern zieht die jetzige Ausstellung ihre grandiose Dramaturgie: Mitten durch den relativ schmalen Ausstellungsraum erstreckt sich eine schnurgrade Stellage, auf der zwischen zwei staunenswerten Großmodellen – am Anfang das hassgeliebte Brückenhaus am Kottbusser Tor, am Ende ein 25-Geschosser von der Leipziger Straße – die zentralen Kritikpunkte der berühmten 70er-Jahre-Ausstellung noch einmal aufgerufen werden, nun aber mit Material, Argumenten und Frontverläufen von heute. Fotos, Pläne und teils skurrile Fundstücke aus den Museumsbeständen (nebst einiger Leihgeber) werfen Schlaglichter auf Themen wie bezahlbarer Wohnraum, Immobilienspekulation, Bodenfrage und Gemeinnützigkeit, Neubau versus Substanzerhalt, Streit um motorisierten Verkehr. Es spricht nicht für Lernbereitschaft und Wandlungswille in den hierzulande vorherrschenden Stadtdebatten, dass von den einst skandalisierten Konflikten fünfzig

Ausstellungsansichten. Vorne im Bild ein Modell des Brückenhauses am Kottbusser Tor in Berlin. Foto: JF/Werkbundarchiv – Museum der Dinge



Jahre später kein einziger als gelöst abzuhaben ist. Klimastress und eine zunehmend gefährdete Stadtnatur sind als neue Problemzonen sogar noch hinzugekommen.

An der begleitenden Längswand wird anhand markanter Ereignisse und einprägsamer Design-Ikonen die offizielle Geschichte des Deutschen Werkbunds im Schnelldurchlauf miterzählt. Überraschend werden dabei verwandte Diskurse in der DDR mit erwähnt, etwa zu Funktionalismus oder Altbausanierung. Nach dem Fall der Mauer bricht der Zeitstrahl dann um die Jahrtausendwende ab, beim zähen Streit um eine „Berlinische Architektur“. Auf dem letzten Blatt prangt das rabiat antimoderne „Planwerk Innenstadt“. Man darf also die im Mitteltableau aufgehäuften Zeugnisse für Widerspruch und Andersdenken durchaus als kritischen Kommentar zur systemfremden Agenda zumindest der hauptstädtischen Werkbundler lesen. Das „Werkbundarchiv – Museum der Dinge“ fühlt sich Julius Poseners Aufruf zu wachem politischem Gewissen eben nach wie vor verpflichtet.



Karton des Gesellschaftsspiels „provopoli – Wem gehört die Stadt?“, 1972. Der Name ist eine Verballhornung des Spiels Monopoly, Hersteller: Horatio-Verlag. Foto: Sammlung Werkbundarchiv –Museum der Dinge/Armin Herrmann

Profitopolis. Oder der Zustand der Stadt

Werkbundarchiv – Museum der Dinge, Leipziger Str. 54, 10117 Berlin

www.museumderdinge.de

Bis 28. Februar